

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 34

Artikel: Der Bergnarr [Schluss]
Autor: Erb, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638646>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
· · · Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern · · ·

23. August

Das Lied vom Walde.

Von Alfred Huggenberger.

Es wagt' ein Sänger ein Lied zu singen
Im Walde zur Sommerszeit.
Er fand die rechte Weise nicht,
Er konnte nicht alles sagen,
Das Herz ward ihm zu weit.

Er sah die gelben Lichter spielen
Wohl auf dem moosigen Grund.
Er sah der Säulen stumme Pracht
Und mußte lächeln erschweigen —
Ein Märchen ward ihm kund:

Es träumt ein Schloß im Grün verborgen,
Du ahnst seine Nähe kaum.
Drin hält das Schweigen heimlich Hof,
Zwölf stumme Zwerge tragen
Ihm seines Kleides Saum.

Ein Wink von weißer Hand — es feiern
Die Sänger auf Zweig und Ast.
Es hält der Wind den Atem an,

Die Quelle gleitet leiser,
Als zwäng' es sie zur Raft.

Kein Wesen darf die Stille töten,
Es ringt kein Laut sich los.
Die Herrin reitet durch ihr Reich
Auf silberweißem Zelter,
Den Hufschlag trinkt das Moos. —

Doch wenn ein Harfner, gottbegnadet,
Das Lied vom Walde fänd',
Das Lied, das jeden Zauber löst,
Das alle Rätsel deutet,
Dann wär' der Traum zu End'.

Laut fängen mit ihm alle Wipfel,
Es fängen Blatt und Sproß.
Dann müßt' die stumme Königin
Die Lippen lächelnd öffnen:
„Komm, Reiner, in mein Schloß!“

(Aus „Hinterm Pflug“.)

□ □ Der Bergnarr. □ □

Novelle von Konrad Erb.

8. (Schluß.)

„Seht, wie sie funkeln und leuchten!“ jubelte Franz;
„ist's nicht, als winkten sie uns mit Geisterhänden zu?“

„Nur die Geister nicht beschwören!“ mahnte Heinrich
ängstlich, während Josef die ruhenden Riesen mit kummer-
vollem Gesicht betrachtete. „Wenn sie uns nicht in die Tiefe
schleudern!“

Siren ist menschlich —.

Der graue Morgen fand sie in den Steiflanken des
Metschhorns kletternd; doch unweit des Gipfels überfiel sie
ein furchtbares Unwetter und zwang sie, die Nacht auf dem
Berge zu verbringen. Am nächsten Tag wölbte sich ein
strahlender Himmel über den Erschöpften; doch Josef war
nicht zu bewegen, den unfernen Gipfel zu erklimmen.

In verdrossenem Schweigen vollendeten sie den Abstieg,
wanderten über den Gletscher; Josef maß immer wieder mit
scheuem Blick den ungeheuren Block, der sich vor kurzem in
tobender Wildheit gezeigt und nun in lächelnder Beschaulich-
keit dalag.

Wie aber die stolze Pyramide des Mieschhorns immer
freier und kühner sich aufschwang, ward er bleich und
erklärte endlich mit dünnen Worten: „Ich komme nicht weiter,
das Leben ist mir zu lieb.“

Heinrich sah ihn verdutzt an; es wühlte und zuckte in
seinem Gesicht, daß Franz spottete: „Geh nur gleich mit ihm;
dir bangt ja ebenso sehr um dein kostbares Leben!“ Da biß
er die Zähne aufeinander: „Nur immer vorwärts!“

Zu Zweien kletterten sie in den jähren, brüchigen Felsen des Bietschhorns, da wich eine Platte unter Heinrichs Füßen; er taumelte und stürzte mit furchtbarem Schrei rückwärts, ins Unendliche. Einen Moment glaubte auch Franz sich verloren, so stark traf ihn der Ruck; doch mit übermenschlicher Kraft hielt er aus, bis der Gestürzte festen Fuß gefaßt; dann kletterte er zu dem halb Bewußtlosen hinab. Graufige Todesangst sprach aus den weitgeöffneten Augen, mit kalkweißem Gesicht klammerte er sich an den Felsen, ein Winseln und Stöhnen entrang sich seiner Brust, als Franz ihn aufrichten wollte.

„Feigling!“ zischte Franz und verzog verächtlich die Lippen; einer Feuergarbe gleich schoß die häßliche Regung durch seine Seele: Wäre er nur tot! Dann schämte er sich des unchristlichen Wunsches; es überkam ihn wie befreiende Erleuchtung, also daß er sich über den Gestürzten beugte: „Du bist in meiner Gewalt; schwöre mir, daß du von Erika lässest und deine Flamme heiratest, auch wenn mir was Menschliches begegnen sollte!“

Heinrich zuckte zusammen, sein Mund verzog sich trotzig; doch aus Franzens Gesicht leuchtete eine so finstere Entschlossenheit, daß er sich beeilte, den Eid zu leisten.

Wieder mußte Franz umkehren, diesmal tat er's leichten Herzens. Mit unsäglicher Mühe brachte er den Zitternden zu Tal, mehr als einmal ihn vor tödlichem Sturz bewahrend; als sie das gastliche Wirtshaus erreicht, trennte er sich mit spöttischem Mitleid: „Du hast wohl genug vom Bergsteigen — gehe heim und rühme dich deiner Heldentaten, nur vergiß deinen Schwur nicht!“

Im hellen Sonnenschein stand er auf dem lustigen Gipfel des Königs der Berge, völlig ausgehöhnt mit dem Schicksal; in seinem Innern jauchzte es: Noch sind wir Freunde, meine Berge; stets erweist ihr euch als meine besten und treuesten Gefährten, euch soll fortan wieder mein Leben geweiht sein! Sein trunkener Blick verzehrte die hehre Schönheit, sein Herz weitete sich an dem unirdischen Glanz, weggewischt war die Erinnerung an alles Menschliche, ertötet Haß und Eifersucht. Da Stimmen, Klirren von Pickeln — eine zweite Partie nahte langsam dem Gipfel — eine Dame darunter; ihr Anblick ließ das Bild Erika's in voller Schönheit erstehen, heiße Liebessehnsucht rieselte durch sein Herz, trieb ihn heimwärts.

In selig Träumen versunken trat er den Abstieg an; bald jedoch verdrängten die Schwierigkeiten des Weges alle Liebesgedanken; Gehirn und Muskeln waren in angestrengter Tätigkeit, die dräuenden Gefahren zu überwinden. Leichter ward der Weg, der Geist hatte wieder freien Spielraum, die Gedanken flogen hin nach der zierlichen Villa, wo ein holdes Mädchen vielleicht eben in schwerer Sehnsucht seiner gedachte.

„Sie liebt mich, sie muß mich lieben!“ sang es in seiner Seele; die Brust dehnte sich in wonnigem Hochgefühl, die Augen leuchteten vor neuer Lebenslust: „Freie Bahn nun, Erika! Nicht rasten will ich noch ruh'n, bis dein trotzig Köpfchen hingehend an meine Brust sich schmiegt, die Lippen demütig das Geständnis deiner Liebe stammeln, und dann —“

Er breitete sehnsüchtig die Arme aus; seine Füße eilten in ungeduldiger Hast vorwärts, als wäre jede verlorne Minute ein unersehlich Gut; seine Augen suchten verlangend den sichern Grund, als beginne dort schon das Giland seines unendlichen Glückes — plötzlich ein dumpfes Poltern, durch

das Couloir herab prasselten Steine, stoben saufend durch die Luft, ein klatschender Schlag, ein schwerer Fall —

Andern Tages fanden ihn die Führer, steif und starr; ein feiner Blutstrom war übers Gesicht gequollen, die Augen standen halb offen, ein seltsamer Zug umspielte den blassen Mund, halb lächelnd, halb traurig, als könne der Tote nicht fassen, was die Berge, seine Berge, ihm angetan.

Die aber standen in hehrem Gottesfrieden, ihr funkeln Leuchten begleitete den Toten auf seiner letzten Fahrt, heim nach der zierlichen Villa, wo ein stolzes, blaßes Mädchen ruhelos umherirrte, die träge fließenden Tage zählend. Das sorgenzerwühlte Gesicht, die schwarz umränderten Augen legten beredtes Zeugnis ab von schweren Kämpfen, von schlummerlosen Nächten, daß die Mutter besorgt fragte: „Bist du krank, Erika?“

Sie schüttelte trotzig das blonde Haupt, doch ihre Augen mieden der Mutter forschenden Blick.

Es kam der Tag, wo Heinrich scheu und gebeugt vor ihnen stand, um schonend Kunde zu bringen von dem Unglück, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, als müsse er auf die anklagende Stimme in seinem Innern hören. In leidlicher Fassung nahm Erika die Nachricht entgegen; nur die tränen-schweren Augen, der zuckende Mund verrieten, was in ihrem Busen vorging. Leise wie ein Hauch klang die Frage: „Wo ist er?“

„Sie werden ihn bald hieher bringen; ich dachte —“

„Schon gut“, schnitt sie ungeduldig ab; es kam die andere, gefürchtete Frage: „Wo waret Ihr, als das Gräßliche geschah?“

Noch tiefer sank sein Haupt: „Mir war ein Unfall passiert am Bietschhorn —“

„Er hat Euch das Leben gerettet?“

„Ja“, gestand er widerwillig; „aber er ist schuld, daß ich mich an die schwere Aufgabe wagte, und —“

„Und so ließe Ihr ihn allein ziehen — in den Tod“, unterbrach sie ihn schneidend. Ihre Augen flammten vor Entrüstung, gebieterisch wies sie ihm die Türe; ein hartes, grausames Wort scholl dem Enteilenden nach, das vernichtende „Feigling“, das Wort, dessen Klang ihm vom Bietschhorn her unaufhörlich im Ohr widerhallte.

Die Türe schloß sich; lange, bange Stunden verstrichen, bis Räder rasselten, schwere Schuhe über den Flur polterten, der Sarg in die stille Bude schwankte —

Die Träger waren entlassen; in tiefem Schweigen standen Mutter und Tochter an dem schwarzen Sarge, der die Ueberreste des fremden Mannes umschloß. „Ein Freund des Schönen war er, er soll des Schmuckes nicht entbehren“, sagte die Professorin leise und eilte in den Garten; mechanisch folgte Erika. Mit bebenden Händen riß sie die Blumen ab, die schönsten und liebsten, leise murmelnd: „Für ihn, für ihn.“ Mit leisem Knistern sanken die Blumen auf das schwarze Tuch und erfüllten das Zimmer mit betäubendem Wohlgeruch. Und als auch das letzte schwarze Fleckchen verschwunden war, sank Erika mit qualvollem Aufschrei an die Brust der Mutter: „Ich habe ihn getötet!“

„Fasse dich, Erika! du redest irre.“

„Nein, nein, ich bin schuld, ich ganz allein! Mein Herz gehörte ihm, von Anfang an; Mitleid war's zuerst mit dem großen, verlassenen Kinde, dann Liebe, echte Liebe; doch der

Hochmut wollte nichts davon wissen, der Stolz spottete über seine Mängel, dann kam der andre und blendete mich — das hat ihn in den Tod getrieben.“

Die Professorin küßte erschüttert die weiße Stirn, leise klagend: „Immer dasselbe — das schöne, zweischneidige Vorrecht der Jugend, nach dem ersten Eindruck zu urteilen. Aus vollem Herzen verteilt sie blindlings Liebe und Haß und er-

kennt ihren Fehlgriff später erst, nach schweren Kämpfen. Armer Franz! Unter abstoßendem Neußern verbarg sich ängstlich das warme Kinderherz; ein wunderlicher Mann war er — wer weiß, ob er mit dir glücklich geworden wäre? Und doch, ich hätte ihn liebgewonnen wie einen Sohn.“

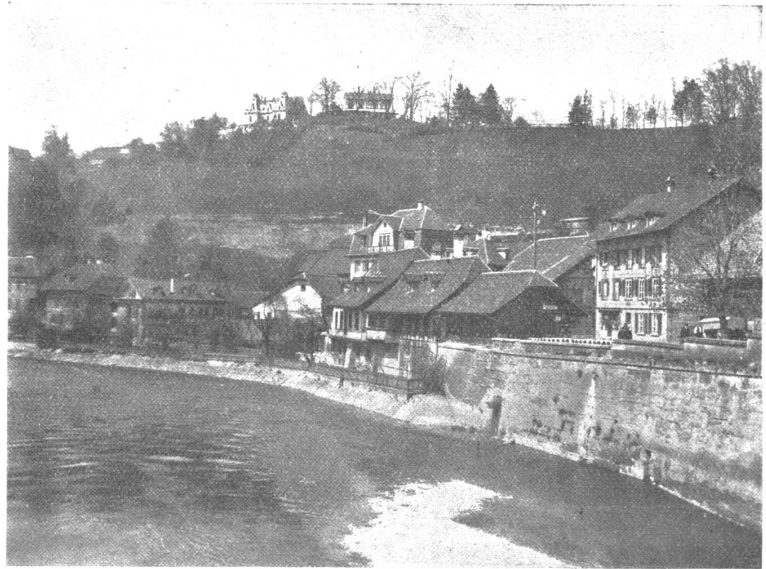
„Ich aber werde mein ganzes Leben brauchen, die schwere Schuld zu sühnen.“ — E n d e. —

Dom Altenberg.

Wer vom Waisenhausplatz kommend, neben dem prächtigen bürgerlichen Waisenhaus vorbei, den abschüssigen Weg nach der Aare hinuntersteigt, den umfängt in der Frühsommerzeit eine Luft, die gesättigt ist vom Duft nach Seife und Hollunder. Dicht vor ihm steht still im Grünen und vom Wasser bespült, die Seifenfabrik, und das bis zum Dach in grünem Laubwerk gefaßte Wohnhaus, worin fast lärmlos Menschen am Werken sind. Jenseits des Flusses dreht für das Auge in gleichmäßigem Umlauf die Flut ein mächtiges Rad, das im Lichte der Sonne grünlich flimmert und schillert, wie aneinandergereichte Schlangenleiber. Rechts, stromaufwärts, blicken wie von rucklosem Stahl geblendete Niesenaugen, zwei dunkle Löcher, auf die gurgelnden Wellen, die an ihnen vorüberziehen. Es waren einst die Türen zu der alten Badeanstalt, die noch vor wenigen Jahren im Bretterverschlag davor stand und nun, weil entbehrlich, verschwunden ist. Dicht daneben, die schöne Baumgruppe, deutet den Wirtschaftsgarten zum Altenberg an. Tische und Bänke stehen darunter, ein Musikhäuschen erhebt sich auf fünf Pfählen über dem Wasser. Einst ein von den Stadtbernern viel besuchter Sonntagsplatz, auf dem manches Fest gefeiert wurde, wenn die Kastanien blühten, die Pontonierboote dort anhielten und der Flieder vom nahen Hang seine Atemwellen herniederfannte. Die längst selig schlafende „Schnuranzia“ hat in den achtziger Jahren manche dunkle Sternennacht mit weichen Melodien erfüllt. Und manches sehnsüchtige Lied klang in jener Zeit über die plaudernden Wellen der Aare. Der alte Hausknecht der Brauerei sagte einmal, so ein Sonntag Abend unter den Kastanien sei das reine Heiratsbureau, so viel werde geschertzt, gelacht und geflirtet. Die wiegende Musik, der einschläfernde Wein, das aufreizende Geplauder der Aare, die tiefen Schatten unter den Bäumen und der dunkle Heimweg. Damals gingen die Paare über das Hängebrückchen, den himmelstrebenden Pappeln nach, wo heute noch keine Laternen flackern und wo in dunklen Nächten keines den Nachbar kennt, so dicht er auch an ihm vorüberginge. Da war es schön, so schön! Dann aber nahmen die Zeiten andere Richtungen. Eine neue Generation baute andere Gärten, und suchte andere Zusammenkunftsorte! Der Altenberg ward vergessen. Nur einige machen immer noch den Weg und kehren dorthin zurück, wo sie sich gefunden, und die haben es mir erzählt, obwohl sie seither alt geworden und ihr Gedächtnis löcherig ist, wie ein Sieb. Heute stehen die Bäume träumend am Wasser, der Riez ist in die Erde getreten, die Tische und Bänke stehen müde aneinandergelehnt und nur ab und zu vermischt sich das Rollen des Regelspiels mit dem Rattern und Klingeln der Trambahn hoch oben auf der Kornhausbrücke.

Dort wo den massigen Pfeiler der Brücke ein Hollunderbusch hütet, stand noch in den neunziger Jahren ein einstöckiges Haus, in ländlichem Stil, mit einer Schreinerei zu ebener Erde. Ein üppiger Obstgarten lief zum hohen Haus

daneben und wo jetzt grüner Rasen den Boden deckt, präsenteelten im Herbst viel saftige Früchte hernieder. Am Garten-



Blick von der Nydeckbrücke auf den Altenberg. Im Vordergrund links steht das Spritzenhaus, das verschwinden sollte; das zweite Häuschen ist stehen geblieben, die andern sind bereits verschwunden. An der Halde sieht man die im Bau begriffene Straße. (Phot. O. Grob, Altenberg.)

hag nach alter Berner Art standen hohe Fliederbüsche und von den Sims der niedern Fenster leuchteten Geranien und blühte der Rosmarin. Nur das Sprüchlein fehlte:

Rosmarin und Thymian
Wächst in meinem Garten,
Und wer die Tochter haben will
Muß noch sechs Jahre warten.

Wir gehen weiter der Straße nach, dem Laufe der Aare entgegen, und manchmal will uns bedünken, als wäre hier die Zeit merklos vorübergegangen. Das Häuschen hinter der Hecke, den Gartenzaun von blutrotem Rosenzweig über und über verhängt; die Treppen empor; die Rebe am Haus und der Pfirsich, und links braune Felder, grüne Felder, und zwischen hüben und drüben der Fluß. Die Stille hier und das starke Schattenbild der alten Stadt mit seinen Türmen und seinen schmalen Giebelbädern, so war es schon seit dreißig Jahren. Nur ganz unmerklich nach und nach hat sich aus dem grünen Hang des Sonnenbergs ein Haus nach dem andern empor gereckt und einen Kontrast in die Landschaft gebracht. Sollte man heute noch glauben, daß der Altenberg, der antiquus mons, wie er 1348 zum ersten Mal bezeichnet wird, schon im dreizehnten Jahrhundert ein bernischer Weinberg war? Und doch war es so. Aber die Güte des Weines muß nicht sonderlich gewesen sein, den 1511 beschwerte sich der Stiftskantor Wannenmacher mit den Knaben der Sängerei, der Berner Wein sei so sauer, daß man ihn nicht trinken könne. Er verderbe nämlich den Sängern Kehle